

Öffentliche und heimliche Erzieher: Einübung in Gewalt?

- 14.1 Krippe und Kindergarten: Frühe gesellschaftliche Lernorte – 142
- 14.2 Schule: Mehr als Unterricht – 144
- 14.3 Freunde und Peergroups: With a little help from your friends – 146
- 14.4 Medien: Unheimliche Erzieher? – 148
- 14.5 Von der Prävention bis zur letzten Ausfahrt vor der Kriminalitätskarriere: Kinder- und Jugendhilfe – 150

14.1 Krippe und Kindergarten: Frühe gesellschaftliche Lernorte

Das Kindergartenalter bildet besonders bei Jungen einen ersten Höhepunkt des Aggressionsverhaltens im Lebenslauf. Die große Mehrzahl der Kinder wird danach wieder friedlicher, aber eine kleine Minderheit behält ihr hohes Aggressionsniveau bis ins Jugendalter und teils darüber hinaus bei, darunter die späteren Intensiv- und Mehrfachgewalttäter (Moffitt et al. 1996; Broidy et al. 2003; Wahl 2003; Tremblay 2007; ► Abschn. 11.1). Daher lohnt es sich, neben der Familie und den Peergroup-Einflüssen auch den Institutionen der Kinderbetreuung und -bildung, wie Krippen und Kindergärten, Aufmerksamkeit zu schenken. Diese Einrichtungen sind Durchgangsorte von Kindern, an denen eine folgenreiche Weiche in Richtung von Entwicklungspfaden zu anhaltender Aggressivität oder Friedlichkeit gestellt wird.

Kinder müssen in ihrer Zeit im Kindergarten u. a. lernen, sich gegenüber den anderen Kindern zu behaupten, d. h. ein Mindestmaß an Durchsetzungskraft oder Aggressivität zu behalten oder sogar erst zu entwickeln. Das führt zu der Hypothese, dass Krippen- und Kindergartenbesuch zunächst erhöhte Werte von Aggressivität produzieren. Eine andere Hypothese wäre, dass eine Erziehung kleiner Kinder zu Hause den Erkundungs- und Aktivitätsdrang der Kinder zumindest gelegentlich frustriert, weil er an die Grenzen dessen stößt, was die Eltern tolerieren. Dies könnte aggressive Reaktionen der Kinder in dieser Altersphase auslösen. Was sagen empirische Untersuchungen zu dieser Frage, ob eher außerhäusliche oder familiäre Erziehung die Aggressivität der Kinder fördert?

Kinderkrippen waren in der Bundesrepublik Deutschland, anders als in der DDR, jahrzehntelang äußerst umstrittene Einrichtungen, weil einst insbesondere von einem Teil der Kinderärzte und konservativen Kreisen unter dem Etikett »Fremdbetreuung« bezweifelt wurde, ob dort eine gute Entwicklung von kleinen Kindern gewährleistet sei. Dabei wurde insbesondere auf die Resultate des älteren Literaturüberblicks von Bowlby (1951) für die Weltgesundheitsorganisation verwiesen, der als Konsequenz seiner Einschätzung der damaligen

Forschung für eine Betreuung kleiner Kinder durch die Mutter als *conditio sine qua non* einer gelingenden Kindesentwicklung plädiert hatte. Mittlerweile hat sich aufgrund neuer Untersuchungsergebnisse auch zu positiven Persönlichkeitsentwicklungen in öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen, angesichts der Verbreitung solcher Institutionen im Ausland und ihrer verbesserten Ausstattung die Debatte beruhigt. Doch sie flammt gelegentlich wieder auf, so etwa, als der Kriminologe Christian Pfeiffer (1999) das Früherziehungssystem der DDR für das Aufkommen von fremdenfeindlicher Gewalttätigkeit im Osten Deutschlands verantwortlich machte. Sein Vorwurf galt insbesondere den DDR-Krippen, die Kinder zu früh und zu lange von ihren Eltern getrennt sowie repressiv erzogen hätten. Allerdings hatte er für diese These kaum empirische Belege. Dagegen konnten die Daten einer Längsschnittstudie, die die Entwicklung von Kindern in der ehemaligen DDR über die Wende bis ins Jugendalter im vereinten Deutschland begleitete, die These von den Entwicklungsstörungen durch Krippenbesuch nicht stützen. Im Gegenteil, spätere fremdenfeindliche Gewalttäter waren als Kinder im Durchschnitt sogar seltener in der Krippe. Zudem war das Resultat geschlechtsspezifisch differenziert: Jungen, die die Krippe besucht hatten, waren später in ihrer Jugend seltener gewalttätig als jene, die nicht in einer Krippe waren. Bei Mädchen hatte ein Krippenbesuch überhaupt keinen Effekt auf Aggressivität (Manecke et al. 2000). Möglicherweise wirkten sich in den DDR-Krippen weniger die teils rigiden Erziehungsmethoden und Ideologien aus als die sozialen Erfahrungen der Kinder untereinander, die zu positiven informellen Effekten sozialen Lernens (mit niedrigeren Aggressionswerten) geführt hatten.

Kritiker eines frühen Besuchs von Kinderbetreuungseinrichtungen hofften auch auf Unterstützung durch eine neue amerikanische Studie an 1 364 Kindern zwischen vier und zwölf Jahren, deren Ergebnisse in einigen Medien voreilig und einseitig interpretiert wurden. Ein genauer Blick auf diese Untersuchung besagt dagegen, dass die in Kinderzentren betreuten Kinder später aus Lehrersicht zwar etwas höhere Externalisierungsprobleme aufwiesen, was aber nicht nur Aggressivität umfasste. Insgesamt hatte jedoch die Art der elterlichen

Erziehung eine stärkere Vorhersagekraft für die kindliche Entwicklung als die Erfahrungen in der außerfamilialen Betreuung. Die Forscher warnten auch aus methodischen Gründen ihrer Studie davor, aus ihren Ergebnissen auf pathologisierende Wirkungen von institutioneller Kindererziehung zu schließen (Belsky et al. 2007).

Auch eine repräsentative kanadische Untersuchung bei 3 431 Kindern im Alter von zwei bis drei Jahren ging der Frage nach, ob sich Kinder, die tagsüber in Gruppen betreut wurden, und solche, die zu Hause bei ihren Müttern waren, unterschieden. Die von den Müttern ausgefüllten Fragebogen brachten ans Licht, dass Aggression bei den im Hause erzogenen Kindern signifikant verbreiteter war als bei den außerhäuslich Betreuten. Das galt in besonderem Maße für Kinder aus Risikofamilien (gemessen an Berufsniveau, Bildung der Mutter, Geschwisterzahl, Funktionieren der Familie), die von ihrer Mutter betreut wurden. Für die Kinder aus diesen Familien hatte eine außerhäusliche Betreuung sogar eine Schutzfunktion gegen das Entstehen von Aggressivität (Borge et al. 2004). Auch diese Studie konnte also keine negativen Einflüsse früher außerfamilialer Erziehung auf das kindliche Aggressionsniveau nachweisen, sondern eher das Gegenteil: eine Aggressionssteigerung durch die Erziehung in Risikofamilien einerseits und eine Aggressionsminderung für Kinder aus solchen Familien durch Gruppenerziehung andererseits.

Daten aus Deutschland zu dieser Frage, wie sie die repräsentative Längsschnittstudie DJI-Kinderpanel für 1 231 Kinder lieferte, stammten aus den Aussagen von Kindern, Müttern und Vätern. Aus allen drei Perspektiven gab es nur minimale, doch keine signifikanten Zusammenhänge zwischen einem einstigen *Krippenbesuch* und einer späteren Aggressivität der Kinder (Jung u. Wahl 2008).

Während erst eine Minderheit von Kindern unter drei Jahren in Deutschland eine Krippe besucht, ist es in der Altersphase danach mit dem Kindergartenbesuch anders. Im *Kindergarten* begegnen die meisten Kinder hierzulande nicht nur erstmals einer größeren Gruppe von *Gleichaltrigen*, mit denen sie ihr soziales Verhalten einüben, Statusfragen klären und ihre Persönlichkeit aufbauen müssen, sondern auch erwachsenen, nichtverwandten *Autoritätspersonen*, die persönlich und

mittels impliziter bis expliziter pädagogischer Programme auf sie Einfluss nehmen. Was weiß man von den Effekten der Struktur und der Pädagogik in den Kindergärten auf die Entwicklung von Aggression?

Aus den Daten des DJI-Kinderpanel konnten für Deutschland wiederum aus der Sicht von Kindern, Müttern und Vätern keine generellen signifikanten Zusammenhänge zwischen einem einstigen Kindergartenbesuch und einer späteren Aggressivität der Kinder ermittelt werden (Jung u. Wahl 2008).

Während in Deutschland der Kindergarten eine eigene Institution ist, ist er in vielen anderen Ländern als Vorschule ein Teil des Schulsystems. So in Belgien, wo zwei Studien bei über 4 000 Kindergartenkindern im Alter von etwa fünf Jahren sowie ihren Erzieherinnen und Erziehern stattfanden. Dabei stellte man die Frage nach Wechselwirkungen zwischen Kindern mit externalisierendem Verhalten (Aggression usw.), dem Verhalten des pädagogischen Personals und strukturellen Merkmalen der Kindergärten. Das Ergebnis: Wenn die Kindergruppen problematisch zusammengesetzt waren (viele Kinder mit internalisierendem und externalisierendem Verhalten), erhöhte dies beim Lehrpersonal das Risiko, dass es selbst konfliktgeladene Beziehungen zu den externalisierenden Kindern aufbaute. Dagegen wirkte emotionale Unterstützung durch die Pädagogen als Schutzfaktor für das Beziehungsverhalten der unangepassten Kinder (Buysea et al. 2008).

In unserer Studie zu den Lebensläufen von Gewalttätern stellte sich heraus, dass eine ganze Reihe von ihnen keine besonders guten Erinnerungen an die Zeit im Kindergarten hatte. Sie waren dort gelangweilt, rieben sich an der Ordnung, empfanden Aktivitäten außerhalb des Kindergartens spannender und setzten sich aus ihm ab. Da die meisten Gewalttäter schon als Kinder sehr aggressiv waren, ist schwer zu sagen, inwieweit der Kindergarten diese Verhaltenstendenz gefördert oder gehemmt hatte. Insgesamt zeigen die Kindergärten in Deutschland ein breites Spektrum an pädagogischer Qualität. Die Ausbildung der Erzieherinnen und Erzieher vermittelt ihnen oft nicht den Umgang mit aggressiven oder anders verhaltensauffälligen Kindern (Wahl 2007a, S. 116 ff.).

Aber nicht nur externalisierende bzw. aggressive Kinder laufen im Kindergarten Gefahr, in ihren Verhaltenstendenzen bestärkt zu werden. Eine kanadische Studie bei 138 Kindern fand heraus, dass auch die *Einsamkeit* von Kindern einen Risikofaktor darstellt. Aufgrund von Verhaltensbeobachtungen, Kinderinterviews sowie Einschätzungen der Eltern und Pädagogen fanden die Forscher eine Korrelation des Alleinseins mit dem Aggressionsgrad (bei Mädchen war die Korrelation stärker als bei Jungen), aber auch mit Ängstlichkeit und der Zurückweisung durch die anderen Kinder (Coplan et al. 2007). Obwohl es sich um Effekte in beiden Richtungen handeln kann (Einsamkeit führt zu Aggression und umgekehrt), deutet das Ergebnis der Studie darauf hin, dass zurückgezogene, einsame Kinder pädagogischer Aufmerksamkeit nicht nur deshalb bedürfen, damit sie aus diesem Zustand befreit werden, sondern auch, weil er in Aggression explodieren könnte.

Da mittlerweile Politik und Pädagogik bemerkt haben, welche Chancen für frühe *präventive Arbeit* gegen Aggression und andere Probleme in Kindergärten liegen, beginnt es sich in entsprechenden Anstrengungen in der Praxis niederzuschlagen. So gibt es in Deutschland mittlerweile eine ganze Reihe einschlägiger Präventionsprogramme für Kindergärten, oft aus dem Ausland importierte. Mit der *Evaluation dieser Programme hinsichtlich ihrer tatsächlichen langfristigen Wirksamkeit* steht es hierzulande aber noch schlecht (Wahl 2007a).

14.2 Schule: Mehr als Unterricht

We don't need no education.

(Pink Floyd 1979)

Bildung und Erziehung an Schulen beschränken sich nicht auf die üblichen Schulfächer. Mehr als für den Unterrichtsstoff interessieren sich die Schüler oft für ihre Schulkameraden und Freunde. Die kindliche Persönlichkeit und damit der Grad an Aggressivität oder Friedlichkeit wird von deren Denken und Handeln beeinflusst. An kaum einem anderen Ort sind alle Kinder und Jugendlichen so lange Zeit mit Gleichaltrigen zusammen wie in der Schule. Schon von daher kann sie auch eine Arena

für Konflikte unter Peers sein, die bereits als aggressive Persönlichkeiten aus ihren Familien kommen. Doch die Schule übt eine Vielzahl weiterer Funktionen aus, die für das Ausmaß an Aggressivität der Kinder und Jugendlichen wichtig sein können. Sie hat die Aufgabe, Inhalte zu vermitteln, für das Gelernte Noten zu vergeben und damit Weichen für Lebensläufe zu stellen. Die Schule hat eine disziplinäre Ordnung, die dem Autonomiebestreben der Kinder und Jugendlichen strukturell Grenzen setzt. Sie weist eine bestimmte soziale Zusammensetzung von Lehrenden und Lernenden auf. All dies bedeutet, dass das System Schule selbst, die Ausprägung seiner jeweiligen Kultur und seines sozial-emotionalen Klimas ein Potenzial für Frustrationen und aggressive Reaktionen liefern können. Die Schule hat also große Bedeutung nicht nur für kognitives, sondern auch für soziales und emotionales Lernen, im positiven wie im negativen Sinne: Kinder können hier Toleranz und friedliche Konfliktlösungen lernen – oder feindselig und aggressiv aufeinander losgehen.

Die Erwartungen an die Schule sind historisch angestiegen. In der modernen Bildungsgesellschaft soll sie den Schülern berufswichtiges Wissen vermitteln, aber sie muss auch soziale Probleme auffangen. Denn mit dem Wandel der Familienformen, mit mehr Scheidungen, Alleinerziehenden, Stiefelternschaften, Patchwork-Familien und höherer Mobilität der Familienmitglieder ist die Sozialisation in Familien unter Druck geraten. Vielfach wird heute von der Schule erwartet, die psychosozialen Folgeprobleme für die Kinder kompensatorisch aufzufangen, wofür die Lehrerschaft allerdings wenig gerüstet ist.

Über die Verbreitung von Formen der Gewalttätigkeit an Schulen (insbesondere *Bullying*) wurde bereits berichtet (► Abschn. 3.1.2), ebenso über Faktoren dafür, wie etwa Furcht und Angst, wie sie vom Notensystem, von Lehrern und Gleichaltrigen ausgehen können. Kann darüber hinaus dem *System* Schule und seinen organisatorischen, pädagogischen und sozialklimatischen Merkmalen, aber auch der Beziehung zur gesellschaftlichen Umwelt der Schule eine Rolle bei der Förderung von Aggressivität zugeschrieben werden (Osher et al. 2004)?

Hierauf gibt eine australische Untersuchung an 2 616 Schülern Antworten. Eine geringe Bekanntheit der *Schulregeln*, eine negativ empfundene *soziale Kultur im Klassenzimmer*, mangelhafte Kompetenz, geringe disziplinäre Durchsetzungsfähigkeit und schwache Hilfsbereitschaft der *Lehrer* sowie langweiliger *Unterricht* mit dem Zwang, viel aus Büchern abschreiben zu müssen, hingen signifikant mit mehr Gewalttätigkeiten der Schüler zusammen (Grunseit et al. 2005).

Auch eine große US-amerikanische Studie bei über 111 000 Schülern der 6. bis 8. Klasse konnte neben Auswirkungen von individuellen Merkmalen (z. B. Problemlösungsfähigkeit) auch einige, wenngleich bescheidene, Effekte der *schulischen Umgebung* (z. B. demokratische Beteiligung der Schüler an Schulentscheidungen, Pädagogik des Verstehens statt Auswendiglernens, interkulturelle Verständigung) auf ein geringeres Aggressionsniveau der Schüler nachweisen (Reis et al. 2007). Eine weitere amerikanische Studie bei über 6 000 Lehrern fand einen Zusammenhang zwischen der Schulqualität und der Sicherheit an den Schulen (Verdugo u. Schneider 2005). Nach einer dritten amerikanischen Untersuchung bei 1 451 Schülern der 6. bis 8. Klasse war das wahrgenommene *Schulklima* (Unterstützung durch Lehrer und Mitschüler, Autonomie der Schüler, Klarheit und Konsistenz der Schulregeln) mit maßgebend dafür, wie angepasst sich die Schüler verhielten (Way et al. 2007).

Wie verschiedene Faktoren in der Schule zusammenwirken können, um Gewalt zu produzieren, hat bereits Dan Olweus als *Teufelskreis* beschrieben:

- Zunächst gibt es individuell in den Kindern vorliegende Dispositionen aus Anlage, Temperament und Erziehung, die aggressive Verhaltensmuster begünstigen.
- Daraus resultieren aggressive Taten, denen kurzfristige Reaktionen der Mitschüler folgen: Hilflosigkeit oder Bewunderung.
- Auf kurze und auf längere Sicht bleibt das Opfer hilflos, der Täter setzt sich durch. Die Lehrkräfte bemerken oft nichts oder reagieren inkonsistent, auch die Eltern erfahren meist nichts.

- Dies wirkt auf die aggressiven Verhaltensmuster des Kindes zurück (Olweus 1995; Spröber 2006, S. 31).

Bei unserer Untersuchung an Gewalttätern in Deutschland wurde vielfach von negativen Erinnerungen an die Schule berichtet. Sie fühlten sich in ihrer Kindheit und Jugend von der Schule teils *gelangweilt*, teils *überfordert*, waren oft allein und traurig. Durch die Schwierigkeiten, schulisch den Anschluss zu halten, empfanden viele Frustrationen und reagierten aggressiv gegenüber Mitschülern und Lehrern. Häufig blieben sie auch dem Unterricht fern, verbrachten die Zeit auf der Straße und begingen Straftaten. Die Reaktionen der Schulen darauf waren Strafen bis hin zu Schulverweisen, was im Gegenzug eine »Straßenkarriere« förderte und dazu führte, dass diese Jugendlichen häufig ohne Schul- oder Berufsschulabschluss blieben – ein Risikofaktor für weitere Kriminalität. Erfahrungen wie die, sich in der Schule als ohnmächtiges Opfer zu fühlen, schlugen bei diesen Jugendlichen dann auch oft in Aggression gegen Schwächere um, z. B. gegen Asylbewerber (Wahl 2003; Tramitz 2003; Wahl 2007a, S. 124 ff.).

In Politik und Öffentlichkeit wurde gelegentlich diskutiert, inwieweit die *politisch-pädagogische Ausrichtung von Lehrern* zu bestimmten Einstellungen und Verhaltensweisen bei den Schülern führen könnte. So wurde in Deutschland von konservativen Kreisen angenommen, linke, liberal oder autoritär eingestellte Lehrer seien schuld am Aufkommen rechtsextrem-gewalttätiger Schüler. Eine Untersuchung in West- und Ost-Berlin ging dieser Frage an 598 Schülern der neunten Klassen sowie an 96 Lehrern nach und widerlegte diese Hypothese: Weder hatten die linken noch die permissiven Lehrer politisch rechts eingestellte oder gewalttätige Schüler. Vielmehr war das bei jenen Lehrern der Fall, die universalistisch-humanistische Überzeugungen vertraten, aber gleichzeitig einen autoritären Erziehungsstil an den Tag legten (Bovier u. Boehnke 1999).

In einer Literaturübersicht kommen Klewin et al. (2002) zu dem Schluss, dass sich die *soziale Ungleichheit* durch die unterschiedlichen Schulsysteme in verschiedenen Ländern auf verschiedene Art ausdrücken kann: In Deutschland mit seinen

hierarchisch gegliederten Schulformen gibt es am meisten Gewalt an den Hauptschulen und am wenigsten an den Gymnasien. Im Gesamtschulsystem der USA wirken sich dagegen die sozioökonomische Situation der umgebenden Gemeinde sowie ihre ethnische Zusammensetzung auf das Gewaltniveau an den Schulen aus. In den Gesamtschulen Skandinaviens wiederum drücken sich die (zudem geringeren) sozioökonomischen Unterschiede der Lage der Familien kaum im Ausmaß der Gewalt an Schulen aus. Erwartbare sozial-ökologische Ergebnisse hatte auch eine Studie in 107 Schulen in Kanada: In Privatschulen sahen die Lehrer weniger Verhaltensprobleme ihrer Schüler als an öffentlichen Schulen, in Schulen auf dem Land weniger als in der Stadt (LeBlanc et al. 2007).

14.3 Freunde und Peergroups: With a little help from your friends

Neben der Familie als vorwiegend hierarchisch strukturiertem Ort der Sozialisation treten im Kindes- und Jugendalter weitere Sozialisationskräfte auf, voran die sozial eher gleichrangig und reziprok strukturierten Beziehungen zu Freunden und Gruppen von *etwa Gleichaltrigen (Peergroups)*, deren Einfluss lange Zeit unterschätzt wurde. Die amerikanische Entwicklungspsychologin Judith R. Harris sieht Prozesse innerhalb und zwischen solchen Gruppen als maßgeblicher für die Weitergabe von Kulturelementen und die Formung der kindlichen Persönlichkeit an als die dyadischen Beziehungen im Elternhaus (Harris 1995).

In einem Literaturüberblick kommen Boivin et al. (2005) zu dem Schluss, dass es schon bei *Kindern* im Vorschulalter eine Wechselbeziehung zwischen Problemen mit Gleichaltrigen und aggressivem Verhalten gibt: Einerseits können aggressive Kinder wegen ihrer Aggressivität von ihren *Peers* abgelehnt werden. Andererseits ist es möglich, dass Kinder aufgrund sonstiger Merkmale durch andere Kinder zurückgewiesen werden (ein Risiko für 5 bis 10 % der Kinder) und deswegen feindselig und reaktiv-aggressiv werden. Dazu kommt ein weiterer Mechanismus, nämlich der Anschluss aggressiver Kinder an andere aggressive Kinder, was zu Cliquen mit erhöhter Gewaltneigung führt.

Die Clique der Gleichaltrigen und Gleichgesinnten spielt nicht nur bei Kindern, sondern insbesondere bei gewalttätigen männlichen *Jugendlichen* eine herausragende Rolle. In eigenen Studien bei aggressiven jungen Leuten und Gewalttätern wurde deutlich, dass solche Gruppen gerade den Jugendlichen, die in der Familie Probleme haben, in der Schule nicht mitkommen und in gewisser Hinsicht Außenseiter sind, das Gefühl vermitteln, eine *soziale Heimat* oder Ersatzfamilie zu finden, Solidarität zu erfahren und Spaß zu haben. Sie erleben dort auch durch die Teilnahme an gewalttätigen Aktionen gegen (insbesondere ethnisch oder politisch) andere Jugendcliquen Gefühle der Macht, und sie erhalten eine soziale Identität durch die Abgrenzung von anderen Gruppen, die als Gegner stilisiert werden (Wahl et al. 2001; Wahl 2003). Ein Gewalttäter erzählt in einem Forschungsinterview zur Bedeutung seiner Clique für ihn:

Ja, das ist die Gruppe, wo ich hin kann, jederzeit hin kann. Wo immer jemand da ist, mit dem ich irgendwas unternehmen kann, so gemeinsam. Wenn ich alleine bin, niemand habe, da kann ich immer hin. Man kennt sich jahrelang, jeder weiß so ungefähr, wie der andere ist. Jeder kann den anderen so ziemlich gut einschätzen, so wie er denkt. Die ist schon 'nen wichtiger Halt. Auch wenn viel, wenn viel Scheiße bei der Clique läuft, dass viele in Knast gehen, oder viele eben nur viele, viel Scheiße bauen, trotzdem ist die Clique immer noch, bedeutet ziemlich viel. Man ist halt dabei (nach Gaßebner 2003, S. 188).

Auf der Basis dieser emotionalen Heimatgefühle werden dann auch die aggressiven Ideologien der Clique gelernt, wie ein anderer Gewalttäter berichtet:

Ja, am Anfang war das alles toll, so saufen, feiern und noch gar nicht so bewusst, dass es irgendwie so mit Ausländerfeindlichkeit zu tun hat oder sonst irgendwas. Da bin ich halt nachhinein reingeboren worden. Also am Anfang war das halt nur Fußball, danach bin ich auf Konzerte eingeladen worden, das war dann so mit 16 herum, also mit 16 ging es dann so richtig los. Glatze, Springerstiefel und Bomberjacke, so alles was dazugehört zu einem richtigen Skinhead (a.a.O., S. 184).

Es besteht ein Risiko für Kinder und Jugendliche, die bereits aggressiv aus ihren Familien kommen, sich solchen aggressiven Peergroups anzuschließen, sich dort wohl zu fühlen und in ihrem Entwicklungspfad zu immer massiverer Gewalt bekräftigt zu werden. Bei einer Befragung von 1.309 ostdeutschen Jugendlichen hing das Wahlverhalten in Bezug auf rechtsextreme Parteien und die Gewaltbereitschaft in erheblichem Maße mit den Neigungen der Freunde und Peergroup zusammen. Die gewaltgeneigten Jugendlichen verbrachten auch mehr Zeit mit ihren Freunden und weniger mit ihren Eltern (Kuhn 2004).

Zwischen Freunden mit aggressiven Neigungen kommt es zu *Wechselwirkungen*: In einer amerikanischen Längsschnittstudie bei 77 Kindern zwischen neun und zwölf Jahren fanden Fite und Colder (2007), dass mit zunehmender Delinquenz der Freunde auch die reaktive Aggression zunahm. Doch auch der umgekehrte Prozess war zu beobachten – mit zunehmender reaktiver Aggression erhöhte sich die Delinquenz der Freunde. So schließt sich ein Teufelskreis: Reaktiv-aggressive Kinder werden von prosozialen Gleichaltrigen zurückgewiesen und suchen sich dann Freunde, die zu erhöhter Delinquenz neigen. Diese Delinquenz erhöht wieder die reaktive Aggression. Für proaktive Aggression fanden sich in dieser Studie allerdings keine Zusammenhänge.

Auch die Studie von Dodge et al. (2003) und der Literaturüberblick von Hodges et al. (2002) deckten diese Mechanismen auf: Die Kinder, die von ihrer Gruppe oder einzelnen Freunden abgelehnt werden, reagieren auf diese Frustration mit Aggression. Ebenso ist die umgekehrte Verursachung möglich: Aggressive Kinder und Jugendliche werden von ihren Kameraden abgelehnt, und sie werden deswegen später sogar noch aggressiver. Eine neuere Längsschnittuntersuchung bei 399 Kindern von fünf bis zwölf Jahren zeigte, wie sich die Wirkungen von Merkmalen des Kindes (Aggressivität) und der sozialen Umwelt (Ablehnung durch Gleichaltrige) addieren können: In Verbindung mit aggressivem Verhalten der Kinder war die Zurückweisung durch die Gleichaltrigen eine gute Vorhersage für weitere Externalisierungsprobleme, allerdings eher in der frühen als in der späten Kindheit (Ladd 2006). Auch in den Vorgeschichten von

jungen »Amokläufern«, die Schießereien an Schulen veranstalteten, wurden häufig Erfahrungen der Ablehnung unter den Gleichaltrigen festgestellt (Hodges et al. 2002, S. 626 ff.).

Wechselwirkungen zwischen Merkmalen der Individuen und der Gruppe sind für viele Prozesse der Sozialisation in Peergroups charakteristisch. Dazu kommen Tendenzen zur *Verhaltensangleichung*: Empirische Studien zeigen, wie Kinder und Jugendliche zum Durchschnittsniveau der Aggression in einer Gruppe hingezogen werden, d. h., die weniger Aggressiven werden gewalttätiger, die übermäßig Aggressiven etwas friedlicher (Hartup 2005, S. 389). Andererseits scheinen solche Einpegelungseffekte dort ihre Grenzen zu finden, wo der unterschiedliche *Status* der Beteiligten ins Spiel kommt. Cohen und Prinstein (2006) führten in den USA ein Experiment mit 43 Jugendlichen zwischen 16 und 17 Jahren durch, bei dem die Ansteckung aggressiven Verhaltens zwischen den Gleichaltrigen ermittelt wurde. Den Versuchspersonen wurde vorgespielt, dass sie in einem Chatroom mit anderen Schülern (Kopplizen der Forscher) interagierten, die aggressives Verhalten befürworteten. Der angebliche Status dieser Kopplizen innerhalb der Gleichaltrigen wurde experimentell nach oben und nach unten manipuliert. Das Ergebnis: Die Versuchspersonen machten sich eher aggressive Einstellungen zu eigen und schlossen andere Menschen aus, wenn die Kopplizen einen hohen Status hatten. *Generell* ängstliche Versuchspersonen übernahmen die Ansichten der Gleichaltrigen mit höherem Rang; Teilnehmer, die nur *sozial* ängstlich waren, wurden von anderen unabhängig von deren Rang beeinflusst.

Eine neue australische Studie von Duffy und Nesdale (2008) bestätigt sowohl die Verhaltensangleichung in der Gruppe wie auch die Bedeutung der Statusfrage. Hierzu wurden 351 Schüler zwischen acht und 13 Jahren zur Frage des Einflusses der Peergroup auf das Bullying-Verhalten (aggressives verbales und körperliches Schikanieren anderer) untersucht. Das Resultat: Einerseits gab es Ähnlichkeiten beim Bullying innerhalb der Gruppen (Angleichung). Andererseits wurde die Stärke des Bullying davon beeinflusst, ob die Kinder typische oder randständige Mitglieder der Bullying-Gruppen waren (Status).

With a little help from your friends gelang es nach der Untersuchung von Waldrup et al. (2008) an 238 Kindern in der 5. Klasse, ein besser angepasstes Leben zu führen. Wer dagegen weniger Akzeptanz und Freunde unter seinen Gleichaltrigen fand, zeigte nach Auskunft der Lehrer öfter Anpassungsprobleme. Die gute Qualität einer Freundschaft fungierte dabei auch als Puffer gegen eine schwache Anerkennung durch die Gleichaltrigen und gegen eine geringe Zahl von Freunden.

Gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen steht oft im Kontext *aggressiver Jugendkulturen*. Aggressiv gestimmte Freunde, Jugendgruppen und Jugendszenen (wie rechtsextreme Skinheads oder ethnische Gangs) stellen eine riskante Umwelt dar, in der sich die Gewalttätigkeit ihrer Mitglieder oder Anhänger erhöhen kann. Doch gibt es empirische Hinweise darauf, dass hinter dem Anschluss an delinquente Freunde und bestimmten Verhaltensproblemen auch *genetische* Faktoren wirken. Button et al. (2007) untersuchten dazu 553 eineiige und 558 zweieiige Zwillingspaare zwischen elf und 18 Jahren. Die Verbindung mit delinquenten Gleichaltrigen war von genetischen und von Umweltfaktoren beeinflusst, die miteinander wechselwirkten: Wenn die Verbindung zu delinquenten Freunden stärker war, stieg auch der Anteil an Verhaltensproblemen, der durch genetische Einflüsse erklärt werden konnte. Biotische und soziale Faktoren wirkten zusammen.

seit alters gegen Gewalt ab, die ihnen dauernd selbst in der Literatur für Kinder begegnet?

Vor allem in den populären Medien selbst (aber kaum selbstkritisch vom einzelnen Medium her) werden immer wieder Fernsehsendungen, Videos, Computerspiele und Internetseiten mit Gewaltinhalten als wesentliche Ursache zunehmender Aggression von Kindern und Jugendlichen verdächtigt, insofern hier negative Verhaltensmodelle vorgestellt würden. Für die Forschung – und die Zahl der Studien zu diesen Themen ist explosiv auf Tausende gestiegen – stellen sich hierbei allerdings erhebliche methodische Probleme. Ideal wäre es z. B., man könnte nach einem Zufallsverfahren Personen einer Untersuchungs- oder einer Kontrollgruppe zuweisen, die jeweils für lange Zeit ein bestimmtes Medium konsumieren oder davon ferngehalten werden. Da dies in der Praxis schwer zu realisieren ist, benutzt man stattdessen Stichproben mit Viel-, Wenig und Nichtnutzern bestimmter Medien. Dann ist es aber schwierig, die Kausalitätsrichtung der Wirkungen zwischen verschiedenen Variablen klar festzustellen: Beeinflusst ein aggressiver Medieninhalt die Persönlichkeit oder haben aggressive Persönlichkeiten eine Vorliebe für Gewalt als Medieninhalt?

Erste empirische Prüfungen der Hypothese, dass das *Beobachten gewalthaltiger Filme* zur Erhöhung der eigenen Aggressivität führt, lieferten Experimente wie die von Berkowitz (1999): Seine Tests ermittelten, dass die Versuchspersonen nach dem Betrachten von Filmen mit aggressivem Inhalt (Boxen) selbst zu mehr Aggression gegenüber anderen Personen stimuliert waren – und nicht etwa friedlicher wurden, wie es die *Katharsis-Theorie* unterstellte, die ein reinigendes Ausleben aggressiver Impulse angesichts aggressiver Szenen annahm. In die gleiche Richtung wiesen die Ergebnisse der in den Jahren 1996/97 durchgeführten globalen UNESCO-Studie zu *Mediengewalt* und Kindern. Sie umfasste mehr als 5 000 zwölfjährige Schülerinnen und Schüler in 23 Ländern. Überall gab es viele Gewaltdarstellungen in den Medien, meist in einem Kontext, in dem die Aggression belohnt wurde. Die Mediengewalt hatte indes in verschiedenen Regionen und Gebieten unterschiedliche Funktionen: In Problemgebieten kompensierte sie die Frustrationen und Defizite der Kinder. In problemfreieren

14.4 Medien: Unheimliche Erzieher?

Kinder und Jugendliche hören und lesen seit historischen Zeiten von Gewalt, etwa von Gräueltaten und Hinrichtungen in der *Bibel*, in *Märchen* oder *Kinderliedern*. Die Forschung interessierte sich lange nicht dafür, wie Kinder das verarbeiten. Das änderte sich jedoch, als die Gewaltdarstellungen in modernen Massenmedien in die Kulturkritik gierten und mit Gewalttaten assoziiert wurden, die von Kindern selbst ausgingen. Das Ergebnis einer britische Studie brachte dazu Überraschendes zutage: Kinderlieder enthielten ein Mehrfaches an gewalttätigen Akten pro Stunde gegenüber entsprechenden Darstellungen im Fernsehen in Großbritannien (Davies et al. 2004). Stumpfen Kinder also

Zonen bot sie ihnen Nervenkitzel. Für Jungen schuf sie einen Bezugsrahmen mit attraktiven Rollenmodellen. Nicht einzelne Filme waren das Problem, sondern die Allgegenwart der Mediengewalt, die zu einer weltweiten aggressiven Kultur führte, in der sich Gewalt oft eher lohnt als gewaltfreie Arten der Lebensbewältigung, was wiederum aggressive Orientierungen fördert (Groebel 1998).

Ein Bericht der Weltgesundheitsorganisation (WHO) über Gewalt und Gesundheit konstatiert dagegen eine inkonsistente Forschungslage zum Einfluss der Medien auf die Gewalttätigkeit von Jugendlichen, abgesehen von kurzfristigen Wirkungen. Schwere Gewalttaten seien kaum auf Medieneffekte zurückzuführen (Krug et al. 2002).

Nach einer großen Schülerbefragung in verschiedenen Gemeinden Deutschlands im Jahre 2005 schlugen Kinder, die länger fernsahen und sich länger mit Computerspielen beschäftigten, andere Kinder häufiger als Kinder mit kürzerer Mediennutzung. Schüler, die besonders viele erst ab 16 bzw. 18 Jahren freigegebene Filme (Horrorfilme usw.) angeschaut hatten, waren gewalttätiger als andere (Baier et al. 2006, S. 77 ff.). Allerdings war auch in dieser Studie die Verursachungsrichtung nicht eindeutig festzustellen, da es sich um eine einmalige Befragung handelte.

Doch auch für die andere Hypothese, wonach Kinder, die bereits stärker zu Aggressivität tendieren, auch häufiger entsprechende Fernsehfilme, Videos und Computerspiele konsumieren, gibt es empirische Hinweise. Diese Medien wären dann nicht Auslöser, sondern eher *Verstärker* bestehender Neigungen – wie auch bei jungen Amokläufern, die vor ihrer Tat zeitweilig in die Welt brutaler Spiele abgetaucht waren. Denn diese Personen hatten meist eine lange Vorgeschichte mit schulischen Misserfolgen, litten unter Nichtbeachtung, sozialer Isolation und entwickelten Rachefantasien (Wahl u. Hess 2009, S. 28 ff.).

Weiterführende Erkenntnisse sind Längsschnittstudien zu entnehmen. Huesmann et al. (2003) konnten in ihrer Chicagoer Untersuchung auf Daten einer Stichprobe von mehreren Hundert sechs- bis zehnjährigen Kindern aus den 1970er und 1980er Jahren zurückgreifen. 15 Jahre später wurde deren Aggressionsverhalten als Erwachsene analysiert. Das Ergebnis: Jungen und Mädchen,

die häufig Gewalt im Fernsehen angeschaut hatten, verhielten sich aggressiver als andere. Insbesondere diejenigen, die sich mit aggressiven Fernsehrollen identifiziert und die Sendungen als sehr realistisch empfunden hatten, erwiesen sich später als gewalttätiger, auch wenn weitere Faktoren wie der sozioökonomische Status, die Intelligenz und verschiedene Elternmerkmale kontrolliert wurden. Die Forscher versuchten darüber hinaus, durch die Berechnung statistischer Längsschnittmodelle die Frage zu beantworten, ob eine schon im Kind wirksame Aggressivität das Betrachten von Gewaltfilmen anregte oder ob das Betrachten solcher Filme die Aggression stimulierte. Bei beiden Geschlechtern ergab sich eine signifikante und doppelt so starke *Wirkung des Konsums von Gewaltfilmen* im Fernsehen in der Kindheit auf die Aggression im Erwachsenenalter als bei der umgekehrten Wirkung von vorhandener Aggressivität auf den Konsum entsprechender Filme. Allerdings darf auch diese zweite Möglichkeit der Verstärkung vorhandener Aggressivität durch Konsum von Gewaltfilmen nicht außer Acht gelassen werden.

In ihrer Übersicht über verschiedene Metaanalysen und weitere einzelne Studien zu diesem Themenbereich kommen Brown und Hamilton-Giachritsis (2005) zu der Erkenntnis, dass bei Kindern, besonders bei Jungen, Bilder der Gewalt im Fernsehen, im Film, auf Videos und in Computerspielen nachweisbare *kurzzeitige* Wirkungen auf den Erregungsgrad, die Emotionen und Gedanken haben. Dies macht anschließende Aggression, aber auch Furcht, wahrscheinlicher. Hinsichtlich älterer Kinder und Teenagern sowie bei Langzeiteffekten des Konsums aggressiver Medieninhalte sehen diese Autoren allerdings widersprüchliche Forschungsergebnisse. Das mag an der großen Zahl von Ursachen von Aggression wie an den Problemen liegen, die Kausalitätsrichtung zu erfassen. Doch die wenigen einschlägigen Studien wie die von Huesmann et al. (2003) zeigen signifikante *Auswirkungen frühen Medienkonsums* an, allerdings nur mit einer schwachen direkten Verbindung zwischen der wahrgenommenen Gewalt in den Medien und der späteren Aggression.

Eine heftige öffentliche Diskussion ist zwischen Spielern und Kritikern von gewalthaltigen *Computerspielen* (insbesondere vom Typus »Ego-

Shooter«) entbrannt. Die Nutzung solcher Spiele hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen und Tausende von Spielsüchtigen mit sich gebracht, so eine Untersuchung an über 15 000 Schülerinnen und Schülern der 9. Klasse in Deutschland in den Jahren 2007/08 (Rehbein et al. 2009). Die meisten der als Amokläufer titulierten jungen Männer, die Schulschießereien veranstalteten, waren vor ihren Taten in die Welt solcher aggressiven Spiele abgetaucht. Andererseits wird nur ein sehr kleiner Bruchteil der Spieler körperlich gewalttätig. Die Wirkungsmechanismen solcher Spiele in Gehirn und Psyche sind erst ansatzweise aufgeklärt (► Abschn. 6.4).

14.5 Von der Prävention bis zur letzten Ausfahrt vor der Kriminalitätskarriere: Kinder- und Jugendhilfe

Maßnahmen der *primären Prävention* gegen Aggression setzen früh und bei allen Kindern und Jugendlichen an, bevor sie überhaupt gewalttätig werden. Dazu sollten emotionale und soziale Kompetenzen wie Einfühlungsvermögen, Kooperations-, Kommunikations- und Konfliktlösungsfähigkeiten aufgebaut und sinnvolle Bildungs- und Freizeitofferten geboten werden. Maßnahmen der *sekundären Prävention* richten sich dagegen an potenzielle Gewalttäter, etwa sozial gefährdete Jugendliche in benachteiligten Stadtteilen, denen pädagogische Hilfen zur Stabilisierung ihrer Persönlichkeit offeriert werden. Die *tertiäre Prävention* wendet sich an diejenigen, die bereits zu Gewalttätern geworden sind, und versucht, Wiederholungen von Straftaten zu vermeiden, insbesondere durch intensive therapeutische oder pädagogische Maßnahmen.

Wenn aggressiven Kindern nicht über Hilfen für Eltern oder den Kindergarten geholfen wurde, wo früh im Kindesalter ansetzende Präventionsprogramme fehlten oder wenig wirksam waren, wird gehofft, mit *Jugendarbeit* und besonderen Maßnahmen der *Jugendhilfe* die Gewalt von Jugendlichen einzudämmen. Das kann nur unter günstigen Bedingungen gelingen, weil sich in diesem Alter gewalttätige Neigungen bei dauerhaft Aggressiven bereits verfestigt haben. In solchen Fällen sind

intensive pädagogische oder therapeutische Maßnahmen erforderlich.

Primär präventiv wollen (neben Elternbildung und Kindergarten) vor allem allgemeine Freizeitangebote wirken, wie sie etwa *Jugendfreizeitstätten* darbieten. Ihr Angebot schwankt von der einfachen Möglichkeit, dass Jugendliche selbstbestimmt Räume nutzen können, bis zu pädagogischen Veranstaltungen für Gruppen. Pädagogisch unstrukturierte Jugendfreizeitzentren alleine sind jedoch kaum gewaltpräventiv wirksam. Im Gegenteil, in ihnen können sich sogar Anhäufungen von aggressiven und kriminellen Jugendlichen einstellen und sich gegenseitig verstärken, wie eine 20 Jahre dauernde Langzeitstudie an 498 Jungen in Schweden ermittelt hat. In den kaum pädagogisch organisierten Einrichtungen sammelten sich insbesondere Kinder mit sozialen Problemen und Schulschwierigkeiten. Je häufiger die Jungen die Einrichtung besuchten, desto höher war ihre Kriminalität und Aggressivität, auch wenn andere Belastungsfaktoren (Familie, wirtschaftliche Aspekte usw.) berücksichtigt wurden (Mahoney et al. 2001). Auch eine Studie in Hannover beschreibt Freizeitstätten und Jugendzentren als Orte, an denen sich Cliquen aus sozialen Randgruppen bilden, die zu erhöhter Delinquenz neigen (Rabold et al. 2008). Das liegt in ohnehin sozial belasteten Quartieren auch nahe. Auf die Gefahren nicht strukturierter, pädagogisch unzureichender Freizeitangebote, an denen sich delinquente Jugendliche treffen und ein entsprechender Erfahrungsaustausch stattfindet, verweist auch die internationale Literaturübersicht von van Lier et al. (2007). Daher müssen solche Freizeitstätten gut qualifiziertes Personal mit einem attraktiven Programm anbieten.

Gezielter an gefährdete Jugendliche wenden sich Maßnahmen wie die Fanarbeit mit Jugendlichen, die zu Aggression im Umfeld von Fußballspielen neigen. Auch *Streetwork* und *Mobile Jugendarbeit* suchen Jugendliche an den Orten auf, an denen sie sich selbst versammeln, um ihnen bei ihren persönlichen Problemen zu helfen und de-eskalierend zu wirken, auch im Kontext der Bürger in den Nachbarschaften, mit denen oft Konflikte bestehen (Holthusen u. Schäfer 2007). Ein Problem der Jugendhilfe in Deutschland ist allerdings, dass mit derartigen freiwilligen Angeboten nicht unbe-

dingt die besonders gefährdeten Jugendlichen zu erreichen sind.

Ist das Kind schon in den Brunnen gefallen, wird Hilfe schwierig. Das wird insbesondere dann deutlich, wenn die Medien wieder einmal von einem jugendlichen Mehrfach- oder Intensivtäter berichten, der seit seiner Kindheit Dutzende von Delikten begangen hat und hoch aggressiv ist – und an dem Eltern, Lehrer, Jugendamt, Polizei, Justiz und Politik verzweifeln, wie vor einigen Jahren bei dem legendären Fall »Mehmet« in Bayern.

An gewalttätige und mit anderen Problemen behaftete Jugendliche, die pädagogisch als »schwierig« gelten, wendet sich z. B. die aus den Niederlanden stammende *Ambulante Intensive Begleitung (AIB)*, bei der eine spezifisch geschulte Fachkraft eine stabile Arbeitsbeziehung zu dem Jugendlichen aufbaut und Kontakte zu weiteren Helfern und Einrichtungen vermittelt, in der Hoffnung, so die Grundproblematik zu reduzieren (Hoops u. Permien 2003). Im Zuge der *Diversion* beim Jugendstrafrecht in Deutschland können die Staatsanwaltschaften im Sinne des Vorrangs des Erziehungs- vor dem Straf-

gedanken auch z. B. Arbeitsauflagen oder *soziale Trainingskurse* anordnen, bei denen die Jugendlichen sich mit ihren Problemen auseinanderzusetzen lernen, ohne aggressiv zu werden. *Freiheitsentziehende Heime* für gewalttätige Jugendliche sind heute in Deutschland relativ selten und gelten als Ultima Ratio. Haftstrafen versuchen die Jugendgerichte zu vermeiden, weil in Justizvollzugsanstalten Kriminelle von anderen Kriminellen lernen und motiviert werden und die Rückfallquoten bei 78 % liegen (Deutscher Bundestag 2008). Solche Quoten gelten allerdings auch für die gelegentlich als Ersatz für das Gefängnis vorgeschlagenen Einrichtungen mit militärischem Drill wie die amerikanischen *Boot Camps* (Sherman et al. 1998; Heinz 2008), die es so in Deutschland nicht gibt.

Die Vielfalt der Ansätze, Maßnahmen und Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe steht im Kontrast zu der Tatsache, dass insbesondere in Deutschland dazu kaum wissenschaftlich saubere Evaluationsstudien vorliegen, die die längerfristigen Wirkungen dieser sozialpädagogischen Praxis erkunden (Wahl u. Hees 2009).

Aggression und Gewalt

Ein biologischer, psychologischer und
sozialwissenschaftlicher Überblick

Wahl, K.

2009, X, 204 S., Hardcover

ISBN: 978-3-8274-2388-7